

Die Sanitätswarte

Organ zur Vertretung der Interessen des gesamten Personals in Kranken- und Irren-Anstalten, Sanatorien, Heil-, Pflege- u. Bade-Anstalten, Massage- u. Wasserbell-Instituten, Kliniken, Seebädern usw.
Beilage zur „Gewerkschaft“, Organ des Verbandes der Gemeinde- und Staatsarbeiter.

Redaktion und Expedition:
Berlin W. 57, Winterefeldt-Strasse 24.
Fernsprecher: Amt Lützow, Nr. 6488.
Redakteur: Emil Dittmer.

Berlin,
den 15. Januar 1915.

Erscheint alle 14 Tage, Freitags.
Bezugspreis inklusive „Die Gewerkschaft“ viertel-
jährlich durch die Post (ohne Bestellgeld) 2 M.
Postzeitungs-Liste Nr. 3164

Inhalt: Heil- und Ausblick. Fünfzig Jahre Roten Kreuz. Parier-Ligarette (Kontinental). — Kriegsbriefe. — Rundschau.

Rückblick und Ausblick.

II. Unsere Aufgaben während und nach dem Kriege.

Der Weltkrieg hat für unsere Berufszweige eine völlig neue Situation geschaffen. Es mag vorerst genügen, das in ganz kurzen Umrissen festzustellen, weil nach dem Kriege darüber noch ausführlich zu reden ist.

Die Hunderttausend Verwundeter wurden zunächst von Sanitätsoldaten oder freien Helfern und Helferinnen des Roten Kreuzes betreut. Viele Kollegen und Kolleginnen sind heute auf diesem Gebiete tätig und werden sich ohne Zweifel im Laufe der weiteren Kriegsmomente infolge der Massenpraxis eine hohe Berufsgeschicklichkeit aneignen.

Wertwürdigerweise wurden in den ersten Monaten gerade protegierte Privathelferinnen vom „Roten Kreuz“ vorgezogen, während die berufsmäßig vorgebildeten Kollegen und Kolleginnen — weil sie Lohn forderten! — abgewiesen oder zurückgestellt worden sind!

Erst die zahlreichen Misshandlungen mit „freiwilligen“ Helferinnen haben dank wiederholter öffentlicher Kritik etwas Wandel schaffen helfen.

Aber bis auf den heutigen Tag ist die Arbeitslosigkeit des berufsmäßig vorgebildeten Personals nicht völlig geschwunden, was auf die Organisation des Roten Kreuzes — sagen wir — kein helles Licht wirft!

Zunächst also große Arbeitslosigkeit im Beruf, die zum Teil noch vermehrt wurde durch die ganz enorme Einschränkung der Platzverhältnisse in fast allen Heil- und Pflege-Anstalten, um Raum für verwundete Krieger zu schaffen, welche letztere meist ihren eigenen Verwaltungsapparat hatten.

Fald aber — nach den ersten Siegen — hob sich das Wirtschaftsleben Deutschlands wieder und nun trat zum Teil wirklicher Mangel an Arbeitskräften in Irrenanstalten, Krankenhäusern usw. ein. Anstatt nun durch besseres Lohnangebot (wie das die Privatindustrie jetzt vielfach muß!) und durch größere Freiheit sich die überlebenden eingesetzten Arbeitskräfte zu erhalten, taten viele Anstalten (vornehmlich auch Berlin!) das Gegenteil. Sie wollten „sparen“ und begannen „natürlich“ bei den Allerärmsten. Da wurden die Löhne reduziert, die Kost geschwälert, die freie Zeit herabgesetzt, also die Arbeitszeit verlängert usw.

Als nun der Mangel an Arbeitskräften infolgedessen sich noch steigerte, wurden weibliche (billigere) Arbeitskräfte

an Stelle von männlichen gestellt, sogar auf Männerstationen in Irrenanstalten

Dank dem energischen Eingreifen unserer Organisation haben all diese Kriegsauswüchse keinen dauernden Bestand gehabt. Aber noch sind nicht alle Schäden dieser Art überwunden! Es bedarf also angestrengter Wachsamkeit und stark vermehrter Regsamkeit der organisierten Kollegen und Kolleginnen, um zunächst wenigstens einmal die früheren Verhältnisse sicherzustellen.

Dieselben Verwaltungen, die den Verzten und Assistenten jetzt ganz enorme Kriegszulagen bewilligen, suchen beim „unteren“ Personal nach alter Schablone zu sparen. Dagegen wird noch während der Kriegszeit in ganz anderer Weise Stellung zu nehmen sein, sobald erst wieder unser alter Organisationsstand erreicht ist, was hoffentlich nicht allzu lange dauert.

Mögen sich also alle Kollegen und Kolleginnen bereit halten und ihrer hohen Verantwortlichkeit bewußt werden in dieser schweren Zeit. Es gibt unendlich viel zu tun!

Und nicht nur während des Krieges, sondern mehr noch nach dem Kriege.

Viele Sanitätsoldaten, manche freiwilligen Helferinnen — und meist die tüchtigsten — werden nach dem Kriege entschlossen sein, den ihnen lieb gewordenen Beruf bei zu behalten! Dagegen ließe sich wohl wenig sagen, wenn diesem Angebot eine entsprechende Nachfrage gegenüber stände. Das ist aber nicht zu erwarten. So droht die ärgste Berufs-anarchie, denn all unsere programmatischen Forderungen über Prüfungsvorschriften und weitgehenden Arbeiterschutz nebst Sozialfürsorge waren bei Kriegsausbruch (wie die Reichstagsverhandlungen letztjährig wieder zeigten) noch immer im Stadium „wohlwollender Prüfung“.

Ob die brennende soziale Frage des Pflegeberufs aber gleich nach dem Kriege ein größeres Echo in der Öffentlichkeit auszulösen vermag, ist mindestens zweifelhaft. So droht unseren Berufskollegen eine Kriegsnachwirkung, wie sie schlimmer kaum irgendeinem anderen Berufsstand beschert sein dürfte.

Da heißt es heizen: Sich regen!

Nach der Bereitschaft der zurückgebliebenen Kollegen wird auch der Einfluss sein, den wir trotz der erschwerten Situation auf die Vetterstellung in unserem Beruf gewinnen.

Daß die zurückkehrenden wackeren Kämpfer und Organisationsmitglieder mit verstärktem Eifer und voller Kraftentfaltung an unserer Seite stehen, wird niemand bezweifeln.

Was sollten sie aber sagen, wenn — woran wir nicht glauben können — an Stelle unseres wohlausgebauten Organisationsapparates sie nur noch spärliche Reste einziger

Herrlichkeit vorfänden? Müßten sie nicht voll Zorn und Ingrimm auf diejenigen blicken, die so schlechte Hausbewahrer gewesen?

Von vielen wird nach dem Kriege ein freieres Deutschland erhofft, in dem die untersten Schichten des Volkes nicht mehr unter so starkem polizeilichen und gesellschaftlichen Druck gehalten werden. Man erwartet namentlich in freigesinnten Bürgerkreisen als mindestes Entgegenkommen von Staat und Gesellschaft für die ungeheuren Blutopfer des berufstätigen Volkes, daß mehr soziales Verständnis in den „oberen“ Schichten verbleibt und Gesetzgebung wie Verwaltung daraus die nötigen Konsequenzen ziehen.

Wir können an diese Hoffnungen nur anknüpfen durch entschlossene Tatkraft und Ausbau der gewerkschaftlichen Organisation. Bleibt unser Verband schwach, so wird der Beruf auch ferner einer der sozial ungünstigsten und unfreiesten sein. Gelingt es uns aber, unsere Sektion zu machtbietender Größe emporzuarbeiten, dann Gute Nacht all Euer Hoffen und Harren! Die bekannte Berufsmisere würde weiter auf Jahre hinaus gefestigt sein.

Wer das nicht will, dem muß in dieser ersten Zeit — da die „Gesellschaft“ der Anstaltsvereine als ablenkender Faktor wegfällt und die Erziehungsfähigkeit der anderen Organisationen fast völlig geschwunden ist, unsere Verbandsarbeit zu einer heiligen, tiefsten Pflicht werden!

Nicht dadurch, daß man dem Beruf jetzt entflieht, und es „den anderen“ überläßt, für Abhilfe einzutreten, wird unserer Sache gedient, sondern durch planmäßige Organisations- und Vorbereitungsarbeit zu besseren Verhältnissen.

Starke Zeiten — feister Wille — hohe Ziele!

Wer unter den Kollegen und Kolleginnen will sich länger dem Gebot dieser Zeit entziehen?

Pariser Lazarette.

Der schwedische Schriftsteller Gustav Hellstrom veröffentlicht in den Stockholmer „Dagens Nyheter“ eine Schilderung seines Rundganges durch die Pariser Lazarette, der wir nach dem „Vorwärts“ nachstehendes entnehmen.

I.

Ich liege schlaflos die lange Nacht hindurch und suche vergebens nach einer neuen Sprache, nach neuen Worten, in die ich das fesseln könnte, was ich in den letzten zwölf Stunden gesehen habe. Und ich denke: steht nicht vielleicht doch plötzlich einer auf, einer, mit einer Prophetendonnerstimme des alten Testaments begabt, der völlig neue, entsetzliche Klüche schleudert gegen die, die diesen grauigsten aller Kriege auf dem Gewissen haben? Er dürfte nicht die sanfte Sprache des verträumten Friedensapostels reden. Nein. Er müßte der furchtbare, schonungslose Realist sein.

„Hier sieht es doch aber sehr nett und sauber aus,“ würden sie dann vielleicht sagen. „Eine ausgezeichnete Einrichtung, feine, weiße Verbände, schneeweiße Laten, freundliche, weißgekleidete Schwestern . . . auf jedem Nachttischchen ein Labetrunk . . . An was mangelt es denn den Leuten eigentlich hier?“

Und dies wäre die Antwort: treten Sie hinzu, schlagen Sie die Betttücher zurück und lösen Sie die Verbände! Oder folgen Sie mir in den Aufnahmehraum, vor dessen Pforte lautlos Stunde um Stunde die Krankenwagen anrollen . . . Was haben Sie nur, Sie, die soeben noch den Krieg verberlichtet? Schlechte Gerüche hier drinnen? Zu warm? Oder sollte es etwa die graufige Wunde da drüben sein —? Sie können es nicht mehr aushalten? Sie möchten wieder hinaus an die Luft? Ja, aber sehen Sie nur noch vorerit den armen Teufel, der da drüben auf dem Operationsstisch liegt! Treten Sie nur näher heran! Wie, das können Sie nicht?! Soll ich Ihnen sagen, was er hat? Er hat eine Wunde in der rechten Bauchhöhle, eine Wunde, so groß wie eine Steinmeßbraut und so tief . . . ja, so tief. Sie wanken, der Schweiß steht Ihnen auf der Stirn. Sie müssen hinaus —? Warten Sie ein

Fünfzig Jahre Rotes Kreuz.

Heute, wo die Flage des Roten Kreuzes heil- und tröstlich über allen Schlachtfeldern weht, kann man sich schwer vorstellen, daß es Kriege gegeben hat, die nicht viel mehr als ein halbes Jahrhundert zurückliegen, in denen die Schwerverwundeten zum größten Teil ohne Labung und ärztliche Hilfe in langsamem Verbluten oder in wilden Fieberdelirien einen qualvollen Tod fanden. Und doch waren am 22. August 1914 erst 50 Jahre verfloßen, seit in Genf die Grundlagen zu jener Organisation beschlossen wurden, die wohl die internationalste Kulturorganisation geworden ist, die wir kennen. Und wenn nicht an jenem Tage bereits die Manonen des Weltkrieges gedonnert hätten, so hätte wahrscheinlich die Kulturmenichheit in bezüglichen Einvernehmen das Jubiläum dieser einzigartigen Schöpfung gefeiert, und hätte dabei wohl auch voll Dankbarkeit des Mannes gedacht, dessen aufopfernder rastloser Initiative, dessen großem organisatorischen Geißel es zu verdanken ist, daß jene menschenfreundlichen Ideen in so kurzer Zeit Gemeingut aller zivilisierten Völker der Erde wurden. Dieser Mann war Henri Dunant.

Henri Dunant, der im Jahre 1828 in Genf als Sohn eines Großrates geboren worden war, betrieb geistliche, völkereundliche und literarische Studien und hatte sich schon durch verschiedene Bücher und seine gemeinnützige Tätigkeit einen Namen gemacht. In der berühmten Schlacht von Solferino im französisch-italienisch-österreichischen Krieg von 1859 war er zufällig Zeuge der entsetzlichen Leiden, unter denen Tausende von Verwundeten infolge mangels an Ärzten und Pflegern verendeten und dieses Erlebnis gab ihm Anregung zu dem Werke, das von nun an den Inhalt seines Lebens bilden sollte. Er organisierte zunächst sofort eine Hilfskolonne von Pflegerinnen aus den umliegenden Dörfern, um dann in persönlichen Audienzen bei Napoleon III. und Mac Mahon die Freilassung der gefangenen französischen Ärzte zur Fortführung ihres Hilfswerkes zu erwirken. Sodann begab er sich nach Mailand, wo er mit Unterstützung einiger Frauen einen ständigen Ausiduß für Kriegstraumpflege für die Lombardei ins Leben rief.

Die Erkenntnis, daß das Werk auf breiterer, womöglich internationaler Grundlage aufgebaut sein müßte, ließ ihn kurze Zeit

Weichen, hier im Gang ist es kübler — da haben Sie einen Stuhl . . . Und nun will ich es Ihnen sagen . . . Noch vor dreieinhalb Monaten war dieser durchlöcherete Mann friedlicher Staffierer einer Weinfirma. Er hat Frau, er hat Kinder.

Ich bin einen Tag über von Ambulanz zu Ambulanz gewandert und habe unter den Verwundeten gelebt; nicht unter jenen, die man in den Straßen antrifft, die bereits die Erlaubnis erhalten, auszugehen, nein, unter den „grands blessés“. Ich habe, alles in allem, etwa zehn provisorische Lazarette besucht, Schulen, Kurshotels und Privatpaläste, die mit Kriegsbeginn ihren Charakter geändert haben. In den Sälen, in denen sich sonst die französische Aristokratie zu glänzenden Feien versammelte, in den Terräumen der Kurshotels, durch die kürzlich noch der Tango raufchte, in den Schulzimmern, in denen sich Kinder mühevoll durch das ABC durchbuchstabieren, oder den katholischen Versammlungssälen, in denen die Fäden des Ultramontanismus hinausgesponnen wurden über das Land — überall, überall das nämliche Bild, in der nämlichen Atmosphäre: der drückenden Atmosphäre des Krankenhauses. Da ist die müßiggültige amerikanische Ambulanz, schneeweiß von den Wänden bis zu der Ledonanz, die von einem weißbehaudschuhten Priester Befehle erhält, mir als Führer zu dienen. Da ist das Palais des Barons Edmond de Nothchild, der seine sämtlichen Kostbarkeiten nach England geschickt, die Marmorverkleidungen und Bronzezierereien der Wände mit weißem Stoff überzogen und einen Niefenanlauf in Betten und Operationsmaterial gemacht hat. Da ist der große, lächelnde Herrscher von St. Augustin, der es erleben muß, wie die schrecklichen Klüche eines Verwundeten zu dem Kreuzstir über seinem Lager aufsteigen. Oder das Elysée Palace Hotel, wo die Verwundeten sich damit zerstreuen können, die schweren Goldornamente oder die heiter lächelnden Amoretten der Decke anzuharren . . .

Der Arzt kommt!

Eine weißgekleidete elegante Hilfschwester in fetten Lederschuhchen meldet ihn in den zwei langgestreckten Sälen an. Vom

darauf keine „Erinnerungen an Solferino“ schreiben, durch das er die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf seine Ideen lenkte. Das in französischer Sprache verfaßte Büchlein, wurde bald in alle Muttersprachen übersetzt und vielleicht hat kein Buch, mit Ausnahme von Harriet Stowes „Liesel Toms Hütte“, einen so tiefen und nachhaltigen Eindruck in der ganzen Welt gemacht, wie diese Schilderung der von Dumant erlebten Kriegsgreuel und die von ihm zu ihrer Beseitigung gemachten Vorschläge. Bekrönte Häupter, Regierungen sogar nahmen Veranlassung, sich mit den Ideen des Schweizer Gelehrten zu beschäftigen, der unermüdet durch Veröffentlichung weiterer Schriften und Aufträge, sowie durch eine Reihe von Agitationsreisen, die er durch ganz Europa unternahm, immer neue Anhänger für seine gute Sache warb.

Die Forderungen Dumants waren: Schaffung eines ständigen nationalen Ausschusses in jedem Lande, zur Organisation der Krankenpflege im Kriege, internationaler Zusammenschluß dieser Organisationen, ihre Stellung im Kriege unter eine allen Nationen heilige Erkennungsflagge, die Ärzte, Krankenpfleger, Verwundete und die zur Verwundetenpflege notwendigen Geräte, Arzneien, Transportmittel usw. vor jedem Angriffe schützt.

Die so reich ausgestreute Saat reifte im Jahre 1863. Im Oktober dieses Jahres fand in Genf eine internationale Abgeordnetenkonferenz statt, bei der sich 17 Staaten offiziell vertreten ließen und die sich auf die grundsätzliche Annahme der Anträge Dumants einigte. Die bald darauf an die verschiedenen Regierungen geschickten Fragebogen wurden von 15 Regierungen in zustimmendem Sinne beantwortet. So konnte denn im nächsten Jahre, der unermüdetlichen Anregung Dumants folgend, für den 8. August 1864 nach Genf ein internationaler Diplomatensongreß einberufen werden, zu dem die Einladungen von der schweizer und der französischen Regierung gemeinsam ergingen. Dieser Songreß bewirkte die endgültige Festlegung der Beschlüsse der Konferenz unter dem Namen „Genfer Konvention“.

Der Konvention traten sofort bei Baden, Belgien, Dänemark, Frankreich, Preußen, Italien, die Niederlande, Preußen, die Schweiz und Württemberg. Nachträglich erklärten noch die Regierungen von Griechenland, Großbritannien und Irland, sowie der Türkei ihren Beitritt. Im Laufe der Jahre aber hat das Rote Kreuz

man kann sagen, die ganze Erde erobert; sogar Siam, Persien und der Mongolei sind dem Vertrag beigetreten. Nur wenige Städte gibt es in Europa, die nicht einen Zweigverein besitzen. Ihre erste Anwendung fand die Konvention im deutsch-französischen Kriege von 1870. 1868 erhielt sie 15 Zusatzartikel, um dann auf der Haager Friedenskonferenz noch in mehreren Punkten ergänzt zu werden.

Was aber wurde aus dem Schöpfer dieser Organisation, die in den fünfzig Jahren ihres seitherigen Wirkens ungezählte Leiden gelindert, Tränen getrocknet und doch den Schimmer der Menschlichkeit in die blutige Barbarei des Krieges getragen hat? Wir finden ihn im Jahre 1870 bei der Belagerung von Paris als Vermittler zwischen der deutschen und französischen Regierung tätig, als welcher er Frauen, Kinder, Greise und Kranke nach neutralen Staaten bringen durfte. Wir hören ihn dann noch seine Stimme für die Abschaffung des Sklavenhandels in Afrika und Brasilien erheben, und sehen ihn in den achtziger Jahren in Stuttgart und London um die Verwertung einiger hervorragender Erfindungen seines Onkels, des berühmten Technikers Daniel Colladon, leider vergeblich bemüht. Schließlich taucht der weltberühmte Schöpfer des Roten Kreuzes, der bei der Propagierung und Durchführung seiner Idee sein ganzes Vermögen eingebüßt hatte, unbekannt in dem kleinen Orte Seiden in der Schweiz unter, wo er viele Jahre lang in äußerster Dürftigkeit ein vollkommenes Einsiedlerleben führt. Bis dann zufällig ein ihn behandelnder Arzt in dem schändlichsten Greis den ehemals so gefeierten Dumant erkennt und nun in Gemeinschaft mit einigen Journalisten der Menschheit davon Kenntnis gibt, in welchem Elend ihr Wohltäter sich befindet. Nun regneten freilich die Ehrungen und Geldpenden auf ihn hernieder und im Dezember 1902 bedachte man sogar den wieder frisch und munter gewordenen Greis mit dem halben Nobelpreis für die Verträge von 100 000 Frank. Anlässlich seines 80. Geburtstages noch besonders gefeiert, starb Henri Dumant im Jahre 1910, 82 Jahre alt. Wir feiern sein Andenken am besten, wenn wir dafür wirken, daß bald eine Zeit kommen möge, die seine Schöpfung nicht mehr nötig hat.

Wir haben seit Kriegsausbruch wiederholt Veranlassung nehmen müssen, Einzelhände oder Hebergänge einzelner Personen innerhalb der Organisation des Roten Kreuzes zu kriti-

Treppenstufen her hinauf Sporengelirte und eine gutmütig brummende Stimme, die da sagt: „Bon ma soeur, hon, hon!“

Dann tritt er ein: in weißem Operationsmantel, aber in Stiefel und Sporen, auf dem runden Meltenischdel eine weiße Mütze — wie sie die Mäde tragen, und unter einer breiten, offenen Stirn ein wohlwollendes Gesicht, das in einem spitzen, schwarzen Wärtchen endet.

„Guten Morgen, Kinder!“ bullert er in den Saal. „Schönes Wetter heute, was? Na, wie geht's euch denn allen?“

„Bon jour, mon docteur!“ kommt es von allen Betten, während aller Augen auf ihn gerichtet sind, als sei kommandiert worden: Augen links!

„Na, mein Junge, wie geht's dir denn heute?“

Er hat sich an den Mann gewandt, der der Für zunächst liegt. Es ist ein Bauernburche von zweiundzwanzig, dreiundzwanzig Jahren. Sein eines Bein steckt unter der Decke hervor. Es ist unförmig und did wie ein Elefantenbein, und der Fuß ist kein Fuß mehr: Wundbrand.

Es sieht entsetzlich aus, aber der Arzt sagt ganz ruhig: „So, nun ist es bald so weit. Und nun sollst du mal sehen: bald ist es wieder so fein und idlant und weiß wie eine leibhaftige Kringsessin.“

Der Verwundete sieht von dem verstümmelten Fuß auf den Arzt und lächelt schwach:

„Glauben Sie das wirklich, mon docteur?“

„Gewiß, mein Sohn. Aber nun muß ich mal dein anderes Bein sehen.“

Die Decke wird zurückgeschlagen, aber das andere Bein — ist nicht da. Oder nein, doch, es ist doch noch etwas von ihm übriggeblieben, ein winziger, in Binden gehüllter Stumpf, etwa 15 Zentimeter.

„Na, nun zieh mal „die Mütze“ ab, mein Sohn.“

Und der Kranke zieht die Hülle von dem Beinestumpf ab, etwa wie ein anderer eine weiße, geistliche Mütze abzieht.

„Und nun hör' mal, was ich dir sagen will, mein Junge. Das Bein da ist schlecht amputiert. Du sagst ja auch, es war in der

Feldambulanz, oben bei Arras. Da sind sie eben überbürdet, und man darf ihnen deshalb keinen Vorwurf machen, denn es gibt noch mehrere vom Wundbrand zu retten, als dich. Du ist es nun so geworden, wie es ist. Du verstehst also, wir müssen noch ein kleines Stückchen von deinem Bein absägen, damit wir dir später ein künstliches machen können.“

In dem Gesicht des jungen Burichen wütht und zudt es, und plöblich bricht er in Tränen aus.

„Nur immer gefaßt sein, nur nicht weinen, mein Kind!“

„Mais, mon docteur, ich habe soviel ausgehalten! da sehen Sie meinen Fuß an, und dann das Bein — das Bein, das fort ist, und dann — dann habe ich geglaubt, nun sei es endlich zu Ende. Und nun — — — nein, also noch einmal! Und dann vielleicht noch immer kein Ende, vielleicht — — —“

„Nun sei doch mal vernünftig, mein Kind. Du mußt doch einsehen, daß du dein Bein, so, wie es jetzt ist, nie wirst gebrauchen können. Ich verspreche dir, daß diese Operation die letzte ist; mehr schneiden wir dir nicht mehr fort. Und wenn du dann heimkommst zu den Deinen, und man hört durch den Gassen dein Holzbein klappern, da wird ein jeder immer wieder an dich denken, und ein jeder wird sagen: „Seht, da kommt Gailton, der Held!“ Versteht du wohl? Und nun kannst du die Mütze wieder überziehen.“

Und der Arzt wendet sich zur Oberärztin:

„Morgen also!“

„Bien, mon docteur!“

Der Verwundete wütht mit seinem breiten, mochnigen Handrücken die Tränen fort. Seine Stirn ist gefurcht, sein Gesicht von Schmerzen entstellt.

„Morgen also?“ fragt er mit mühsam verhaltenem Schluchzen.

„Ja, morgen!“

„Daß es doch niemals ein Ende nimmt! Ach, hätten sie mich doch lieber losgeschossen da draußen!“

fieren. Das hält uns natürlich nicht ab, die segensreiche Gesamtwirkung der ganzen Einrichtung anzuerkennen.

Es und wieviel in dem Organisationsaufbau, der Friedensarbeit des Roten Kreuzes, der Art der Verantwortlichkeit leitender Funktionen usw. nach diesem Kriege einschneidende Neuordnungen erforderlich sind, darüber wird an Hand der reichen Erfahrungen dieser harten Kriegszeit später gründlich zu reden sein.

Kriegsbriefe.

Aus Frankreich schreibt uns Kollege Ziemer vom 3. Januar 1911: V. D. Nachdem unser Feldlazarett in G... als Hauptverbandplatz fungiert hat, wo wir wegen der einlagenden Granaten zuletzt abziehen mußten, landeten wir im Dorf A... Hier mußte unser Lazarett einige Wochen in Reserve liegen bleiben, da drei der Sanitätsoldaten mittler weile an Typhus verstorben waren. Wir richteten uns nun, den Umständen entsprechend, in einem verlassenen Gehäuf so häuslich wie irgend möglich ein. Eines Tages, als der Monendonner bezw. das Geknatter der Maschinengewehre ziemlich heftig zu uns herüber kam, wurden 8 Mann, darunter auch ich, zum Verladen der Verwundeten nach dem Bahnhof in J... abkommandiert. Dort angekommen, fanden wir schon eine ganze Reihe Wagen voller Verwundeter vor. Also raich Mantel abgeworfen und ran an die Tragabahren! Der der eine mit einem Kopfschuß, nur vorsichtig tragen, damit der Kerne nicht gar zu sehr leidet, und rüber zur Sammelbarade. Wie lange wird er noch zu leben haben? Der Gedanke taucht blizschnell auf, wird aber so fort wieder durch neu eintürmendes Gend zurückgedrängt. Der nächste, ein durch einen Granatplitter schwer an der Schulter Verwundeter, raucht in aller Seelenruhe eine Liebesgabenziqarre. Er gibt auf alle unsere Fragen lachend Auskunft. Der hat wirk lich eine Natur von Eisen! Nun wechselt das Bild ständig, es kommen in bunter Reihenfolge Leute mit Arm, Bein, Schulter, Brust und Kopfschüssen zum Vordere. Auch Franzosen in ziem licher Anzahl, Lesere, zunächst etwas scheu, gewinnen, dann unserer Fürsorge, recht bald Zutrauen, und da wir sie leider nicht verhüten können, verbinden sie uns ihre Dankbarkeit durch Hände druck zu beweisen. Selbst zum Handtuch, welchen wir natürlich zu vermeiden suchen, lassen sich unsere verwundeten Franzosen hin reissen. Nachdem wir die Wagen entleert, die Verwundeten mit neuen Verbänden soweit dies notwendig und einer warmen Suppe requit waren, gibt es etwas Ruhe zum Essen für uns. Diese Pause dauert aber keine 10 Minuten, da erscheint der Lazarettzug, und nun geht es ans Verladen der Verwundeten. Bahre an Bahre wird zu dem behaglich erwärmten Zug heran gebracht, und nach erfolgter Umbettung der Verwundeten in die zum Zug gehörenden Bahnen werden die letzteren vorsichtig in die hierfür bestimmten Traggestelle eingehangen. Leichtverwundete werden in die gewöhnlichen Personenzüge, je 6 Mann in einen Abteil, geführt. Der den Zug begleitende Arzt sichtet nochmals die Verbände nach, während das den Zug begleitende Sanitäts personal für die Erfüllung der Wünsche, wie Trinken usw. und Reindlichkeit der Wagen, Sorge trägt. Noch während wir die zuerst angekommenen Verwundeten verladen, erscheint unser Auhörpar zum zweiten Male, und auch die hiermit Anlangenden werden so fort verladen. Endlich ist der letzte verladen, und der Zug fährt ab. Nun glaubt ein jeder von uns, einige Minuten, womöglich eine Stunde, pausieren zu können. Von der Anträngung und dem überhandnehmenden Marich ermundet, wirft sich der größte Teil von uns auf das in der Bahnhofsstraße hergerichtete Stroblager. Mann haben wir uns niedergelegt, erscheint unser Auhörpar zum dritten Male, und es vollzieht sich dasselbe wie beim ersten Male. Nun wird der Auhörpar geteilt; ein Teil fährt nach J... ein anderer nach V... zum Hauptverbandplatz. Durch diese Aenderung wird erreicht, daß die Wagen nicht mehr solonnen weise, sondern einzeln angefahren kommen. An diesem Tage war es uns unmöglich, alle Verwundeten bis nachts 2 Uhr mit den zwei Lazarettzügen und den abfahrenden Personenzügen fortzu schaffen. Als alle verladen waren, traten wir 8 Mann, zwar sehr ermüdet, aber befriedigt von der geleisteten Arbeit, den Aufmarsch nach A... an. Am nächsten Morgen machten wir uns wieder auf den Weg nach J... um von neuem die ab schließliche Tätigkeit auszuüben. Leider war es uns an diesem Tage nicht möglich, alle angefahrenen Verwundeten mit den gestellten Zügen abtransportieren zu können, und so mußte ein Teil der Verwundeten in der Sammelbarade übernachten. In den nächsten Tagen war der Andrang glücklicherweise nicht mehr so stark und der Abtransport vollzog sich hierdurch in geregelter Weise. Am vierten Tage dieser Tätigkeit erhielten wir, kaum in J. angelangt, telephonische Order, sofort nach A. zurückzukommen, da unser

Lazarett Marichbefehl erhalten habe. Wir also im Sturmstücht zurück. In A. angekommen, ist schon alles in feierlicher Tätig keit, und in 25 Minuten sind sämtliche zu unserem Feldlazarett gehörenden 11 Wagen marschbereit gepackt. Wir erfuhren dann, daß wir bis auf weiteres in J... stationiert werden sollten, und zwar auf dem dortigen Schloß, das in Nr. 1 der „Zam“ ge schildert ist! Mantel und Tornister werden abgeworfen, und so fort beginnt die Umwandlung des Schloßes in ein Feld Lazarett. Zwei Wagen fahren, nachdem wir sie abgeladen, zum Stroblager. Während die Fahrer Pferde und Wagen rein gen, gehen wir Sanitätsoldaten an die Einrichtung des Lazarett selbst. Die zum Stroblager ausgehenden Wagen erwidern ziem lich spät, so daß unser Stabsarzt den Verleih erteilt, die schon bereitgehaltenen Strobläden am anderen Tage zu hupfen. Wir alle freuten uns über diesen Verleih, da wir uns nunmehr der wohlverdienten Ruhe überlassen konnten. Vier Mann (darunter auch ich) legten uns im Saal auf das dort abgeworfene Stroh. Einlegen und schlafen war natürlich eins. Wir lagen wohl kaum zwei Stunden, da wurden wir recht unansehnlich auf unserem Stroh lager herausgeholt, weil einige Verwundete gebracht wurden. Wir hatten notdürftig das Stroh für diese zurechtgelegt und bis zum Morgen darauf gebettet. Als dies erledigt war, legten wir uns neben die Verwundeten und schliefen den Schlaf des Gerechten weiter. Am anderen Morgen wurden dann Strobläden und Mopf wölter geputzt und, nachdem alles mit weissem Leinen bezogen, die Verwundeten hierauf gebettet. Heute vollzieht sich nun unsere Tätigkeit in ziemlich gleichmäßigen Bahnen, fast je, wie in einem geordneten Krankenhanse. Erst Reinigung, dann Visite der Ärzte, sodann Verbinden bzw. Operieren der Verwundeten; An und Abtransport alles ist geregelt. Jetzt gehen wir sogar daran, Betten für unsere Kranken zu bauen. Ich besuchte mir, wenn sie fertig sind, müssen wir bald wieder weiter rufen. Ein baldi ges Wiedersehen wünschend, verbleibt mit bestem Gruß an alle Verbandstollegen!

Rundschau.

Weitere Erfahrungen mit „freiwilligen Pflegerinnen“. Die Erfahrungen, die man mit freiwilligen Pflegerinnen gemacht, wurden vielfach nicht als günstig bezeichnet, abgesehen davon, daß sie an manchen Orten den berufsmäßigen Krankenpfle gerinnen das Brot wegnehmen. Von den Ärzten wird es dankbar begrüßt, daß man an maßgebender Stelle selbst nur nach untlid licher Sicherung freiwillige Pflegerinnen zuläßt, wie ja überhaupt die Begeisterung für „Bürettierende Samariterinnen“ bei den leitenden Ärzten der Krankenanstalten nicht groß ist. Daß dies wohl begründet ist, lassen einige Mitteilungen erkennen, die der „Deut schen med. Wochenschrift“ zugegangen sind. Eine junge Dame beklagte sich, daß die Nachtwache 12 Stunden dauert, sie ist mit sechs zurückbed! Eine andere ist unangenehm berührt davon, daß der Dienst bereits um 7 Uhr früh beginnt: sie ist an langes Schlafen gewöhnt. Eine andere will Krankenfranke nicht pflegen, aus Angst, sie könnte sich anziehen. Sie geht daher auf die Ver wundetenabteilung, wofür bei den Damen eine solche Vorliebe besteht, daß das Rote Kreuz die Verpflichtung verlangt, daß die Helferinnen nicht nur Verwundete, sondern auch innerliche Kranke übernehmen. Eine andere, die sich von ihrer Kreidum nicht trennen will, geht deshalb mit von der Krankenpflege zur Ver wundetenpflege.

Herstliche Verluste im Kriege. Wie alle übrigen Stände, so haben sich auch die Ärzte einmütig der Allgemeinheit zur Ver fügung gestellt. Ihre Aufgabe ist nicht weniger wichtig, wie die der Soldaten und der Offiziere, und sie stellt nicht geringe An forderungen an sie. Den Gefahren der Schlacht ist der Arzt auf dem Lande wohl weniger stark ausgesetzt, wie der kämpfende, während er zur See sie mit ihm vollkommen teilt, doch ist er ihnen keineswegs entzogen. Sein verantwortungsvoller Beruf bringt für ihn auch noch andere Gefahren, wie z. B. die Folgen der Überanstrengungen, Verührung mit ansteckenden, feuchartigen Krankheiten. Zudem ist er mit seinem Personal und seinen Ver wundeten in Belgien und Frankreich, wie sich jetzt schon gezeigt hat, ebenso sehr, wenn nicht in erhöhtem Maße der Tode und Hinterliet einer entmenschten feindlichen Bevölkerung ausgesetzt, wie die Truppen. Während im deutsch-französischen Kriege in dem gesamten mobilen deutschen Heere von den 1062 Ärzten nur 46 gestorben sind, und zwar auf dem Schlachtfeld gefallen 9, in Lazaretten gestorben 57, haben im jetzigen Kriege bereits 35 deutsche Ärzte den Tod fürs Vaterland; die Verwundeten und Verwundeten nicht eingerechnet. Unter diesen 35 gehörten 5 der Marine an.